Gesamtdeutsche Studienjahre an der Fachhochschule für Rechtspflege

Persönliche Erfahrungen in den Jahren 1991 – 1995 *)

von Richter am Amtsgericht *Martin Claessen*, Amtsgericht Euskirchen,
Dozent an der Fachhochschule für Rechtspflege Nordrhein-Westfalen
von 1991 bis 1998

Vorweg: Nichts befugt gerade mich, zu einer deutsch-deutschen Thematik etwas zu sagen. Familiär vom äußersten Westrand der Republik stammend, und ohne persönliche Kontakte nach Ostdeutschland vor der Wende, kenne ich die „neuen“ Bundesländer weit weniger gut als beispielsweise Frankreich. Vielleicht gerade deshalb haben mich die gesamtdeutschen Jahre, die sich obendrein mit der Zeit meiner bisherigen Tätigkeit an der FHR decken, besonders beschäftigt. Als Prof. Klüsener die Umfrage nach Beiträgen für die Festschrift startete, da vermisste ich etwas. Außerdem dachte ich, dass zur Farbigkeit der Festschrift auch mal etwas weniger Juristisches, dafür mehr Menschliches gehören könnte; sozusagen ein Schlaglicht ins Innenleben unserer Jubilarin. So ließ ich mich in einem wenig bedachten Moment dazu hinreißen, einen Beitrag zu dem obigen Thema anzumelden. Dabei schwebte mir von vorneherein kein sachlich eingefärbtes, an Fakten und Daten orientiertes Traktat vor, sondern ein eher lockerer, subjektiv anekdotischer Text mit Sinn, Hintersinn und mag sein sogar Unsinn. Man möge dem tolerant begegnen einschließlich dem für eine Festschrift ungewöhnlichen, aber ehrlicheren „Ich“-Stil.

Es ist also in den oben genannten Jahren etwas Besonderes in der Geschichte der Fachhochschule geschehen. Ich meine damit die Ausbildung von Studenten und Studentinnen aus Nordrhein-Westfalen zusammen mit solchen aus den neuen Bundesländern Mecklenburg-Vorpommern und Brandenburg, also eine Begegnung der Jugend unter ganz speziellen Bedingungen, gewissermaßen ein groß angelegtes „Experiment“¹. Ich merke mir an, die vielen Eindrücke noch nicht verarbeitet zu haben. So dürfte es vielen gehen, die diese Zeit miterlebt haben. Eine wissenschaftliche Begleitung dieses „Großversuchs“ hat es m.W. (leider?) nicht gegeben. So ist der nachfolgende Bericht nur ein simples, keineswegs repräsentatives Zeitzeugnis, das nicht aussagen will, „wie es wirklich war“. Ich bin sicher, viele Kollegen könnten Weises sagen. Wer den Bericht für lücken- oder fehlerhaft hält – was gut sein kann –, sollte zur Feder greifen.

Für mich begann alles genau genommen schon mit meinem (bescheidenen) „Beitrag zur Wiedervereinigung“, wie ich scherzhaft die Bewerbung als Dozent der Fachhochschule begründete. Es hieß, 1991 sollten 110 Studenten und Studentinnen aus den beiden neuen Bundesländern Brandenburg und Mecklenburg-Vorpommern zusätzlich zu den NRW-Eleven auf die Studienbank der FHR. (Man sprach damals regelmäßig von den „Brandenburgern“ und meinte die Mecklenburger gleich mit, die Mecklenburger mögen es nachsehen). Dazu

*) Manuskript von 1996.

¹ Die zeitliche Eingrenzung bis 1995 ist nicht ganz exakt; es sind auch 1996 aus Mecklenburg-Vorpommern zusammen mit einigen Repetenten noch eine „Handvoll“ Studenten aus Ostdeutschland da.

brauchte man zusätzliche Lehrkräfte. Es war damals die Zeit, in der viele Kolleginnen und Kollegen „gen Osten zogen“. Insgeheim bewunderte und vielleicht auch beneidete ich diese mehr oder weniger kühnen Pioniere. Das hässliche Wort vom „Buschgeld“ hatte man noch nicht gehört. Auch das vorurteilsmäßige Auseinanderdriften in „Besserwessis“ und „Jammer-ossis“ stand noch bevor. Ich gestehe die unvermeidliche Ergriffenheit beim Fall der Mauer und dem daran anschließenden rasanten Einigungsprozess. Es war nur wenige Tage nach dem 3.10.1990, als ich in Schwerin an einer Straße stand und mit anschaute, wie ein Bundeswehr VW-Bus und ein schwerer LKW der roten Armee sich einträchtig durch den Stadtverkehr quälten. Es kam mir – als mit dem kalten Krieg Aufgewachsener – wie ein Wunder vor. Und nun sollten „die Brandenburger“ also in die Eifel herunterkommen. Ja, wer die Geschichte der Eifel kennt, den kann das gar nicht so verwundern. Schon 1691 kamen 200 Brandenburger in die Eifel und sicher auch durch das Städtchen Münstereifel. Sie kämpften für das Reich gegen die Truppen des französischen Sonnenkönigs² und hinterließen einige Trümmer. Das sollte sich hoffentlich nicht wiederholen.

Der eigentliche Beginn des „Großversuchs“ war die feierliche Eröffnung des ersten „deutsch-deutschen“ Studiums I 91/92 am 2.9.1991. Wie fast alle Dozenten Neulinge hatte ich im August 1991 meine ersten bangen Gehversuche im Fach Staatsrecht hinter mir. Weil mein Grundgesetztext veraltet war, ausgerechnet Art. 23 GG war noch nicht gestrichen und die Präambel noch die alte, schenkte mir die damalige Studiengruppe (R 205/91 in dankbarer Erinnerung) ein neues Grundgesetz. So war ich also staatsrechtlich aufgerüstet und bereit für den großen Festakt. Es herrschte wunderbares Wetter, das Münstereifeler Kurhaus bot einen würdigen Rahmen. Wir Dozenten bemerkten anhand der reservierten Stuhlreihen wohl erstmals so richtig bewusst, wie viele wir waren. Die Studentenabordnung (alle passten gar nicht hinein) wurde beäugt. Ost und West ließen sich, fein angezogen, äußerlich gar nicht unterscheiden. Ein studentisches Bläserquartett hinterließ großen Eindruck auf mich. Dasselbe gilt für den altherwürdigen Bürgermeister Gerlach mit seiner obligaten Amtskette und Rede, die ich auch später noch gerne hörte. Unser Direktor Allolio beeindruckte mich erstmals mit seiner Formulierkunst und die erfrischende Studentensprecherin machte die Neulinge darauf aufmerksam, dass sie schon bald unter der Überschrift „Abstraktionsprinzip“ erfahren würden, dass der Kauf eines Brötchens nicht weniger als drei Verträge und sechs Willenserklärungen erfordere. Da spürte ich erstmals etwas von der studentischen Haßliebe auf die Dozenten. Ach ja, fast hätte ich die Prominenz vergessen: Die FHR war sozusagen Bühne der (großen) Politik. Da waren auch noch die Justizminister Dr. Krumsiek (Nordrhein-Westfalen) und Dr. Bräutigam (Brandenburg) und neben weiteren wichtigen Persönlichkeiten der Direktor des AG Euskirchen Herr Väth, der schließlich immer im Auge behalten muss, was sich in seinem Sprengel alles tut.³

Danach hatte ich erst einmal nichts mit der Ost-West-Begegnung zu tun. Mein Weg führte in die neu angemietete, mir als ehemaligem Jugend- und Vormundschaftsrichter gut bekannte Dependence „Erlenhof“ – einem auslaufenden Landesjugendheim. Zeitgleich mit meinem Beginn stiegen nämlich die Studenten- und Dozentenzahlen schlagartig an. Die FHR war

² Wer mehr wissen will, mag die Geschichte von den 200 Brandenburgern in der Eifel nachlesen im „Eiffellesebuch - Vaters Land und Mutters Erde, Beitrag von W. Pippke S. 118

³ Ja „mein“ Gericht, das AG Euskirchen.; wenn man die Münstereifeler Klausuren kennt, weiß man erst, was für schwierige Rechtsfälle sich dort am laufenden Band ereignen. Man mag mir den lokalpatriotischen Stolz darauf nachsehen, dass nun für Studenten von Rügen bis Cottbus Euskirchen ein Begriff geworden ist; eine Stadt, deren Namen sie vorher kaum gekannt haben dürften. Da haben wir schon mal einen gesicherten - ich finde positiven- Effekt dieser gesamtdeutschen Studienjahre.

quasi aus den Nähten geplatzt. Die Verwaltung hatte entschieden, die Studenten aus den neuen Bundesländern (91 im Fachbereich Rechtspflege und 19 im Fachbereich Strafvollzug) im „Mutterhaus“ in Münstereifel zu stationieren und nicht anteilig auf alle Gruppen zu verteilen. Kleine „Ostminderheiten“ pro Gruppe sollten vermieden werden. So wurden im Erlenhof nur vier reine „West-Studiengruppen“ untergebracht. Alles schien mir im Umbruch. Die hohen Studenten- und Dozentenzahlen zusammen mit dem Aufbau der neuen Nebenstelle waren für die Verwaltung ohne Beispiel. Die alteingesessenen -planmäßigen- Kollegen (Ich nenne sie für mich immer das „Urgestein“) trugen schwer an dem Verlust der alten Heimeligkeit durch die Vermassung des Kollegiums. Dazu kam die „Dislozierung“, hie Mutterhaus, dort Erlenhof. Wie sollten sich Dozenten und Studenten überhaupt kennenlernen? Es gab unendlich viele verwaltungstechnische und sagenhafte menschliche Probleme, die eine eigene Abhandlung wert wären⁴. Im Nebeneinander von Studenten und „Schwerzies“ (so alsbald der studentische Ausdruck für die verbliebenen „schwer erziehbaren“ Heimkinder) begegneten sich Welten. Mehr möchte ich an dieser Stelle nicht äußern. Zurück zum Ost-West-Thema. Die Neugier auf das „Experiment“ war erheblich.

Die ersten Berichte und Erzählungen trafen im Erlenhof ein. Dabei drehte es sich um viele technische Details, aber es ging auch häufig darum, wie sich die „Neuen“ machten. Bald schälte sich heraus, dass keineswegs alles nur „Friede, Freude, Eierkuchen“ war. Nach dem Start voller guten Willens hörte man von einer spürbaren Trennlinie zwischen Ost und West. Heute, im Jahre 1996, wirkt diese Feststellung fast wie eine Plattitüde. Damals wurde das aber Tag für Tag von den im wahrsten Sinne des Wortes *betroffenen* Studenten und Dozenten persönlich erfahren und aus der Zuschauerperspektive fiel es mir nicht leicht, das zu akzeptieren. Mitglieder der Verwaltung habe ich 1996 noch mal über die Anfangszeit befragt: Der Tenor ging dahin, dass die Oststudenten weniger anspruchsbetont und meckernd, dafür aber irgendwie nicht nur von der Kleidung her „altmodischer“ wirkten. Merkwürdig: Alle sind sich aus der Erinnerung erheblicher Unterschiede bewusst. Diese detailliert zu benennen, scheint jedoch schwierig zu sein. Zu schnell ist die Zeit vorbeigeflogen und alle waren dabei, sich auf die neuen Verhältnisse einzustellen, so gut es ging.

Für jedermann augenfällig war die Wochenendspaltung, wenn der Osten dablief, während der Westen um 12.35 (im „Le Mans-Start“) die Autos zur Heimfahrt stürmte. Die Ampel an der Einmündung zur B 51 (wo ich damals den ersten grünen Pfeil meines Lebens sah!) und erst recht das Leverkusener Kreuz wollten geschafft sein. Innerhalb von ca. 3 bis 4 Monaten war allerdings ein wahrnehmbarer Ost-West-Unterschied im studentischen Motorisierungsgrad buchstäblich „rasend“ schnell verschwunden.

Vom Hören-Sagen kamen erste Berichte über markante, trink- und feierfeste Typen aus dem Osten und entsprechende Gelage. Besonders unter den männlichen Studenten waren einige unvergeßliche Exemplare, denen die Beschäftigung mit der Juristerei, trotz meist durchaus vorhandener Begabung anscheinend schwer fiel. In dem Zusammenhang werde ich nie das von einem Kollegen kolportierte Zitat vergessen, der einen offen resignierenden Studenten aus Brandenburg darauf angesprochen hatte. Der Student entgegnete sinngemäß: „Was wollen Sie, ich bekomme hier immer noch mehr Geld als mein arbeitsloser Vater“. Das machte betroffen. Dieser Student, den ich auch erlebt habe, stand konsequent zu seinem

⁴ Obwohl mir ein Urteil kaum zusteht, meine ich, dass durchweg – die nicht extra vergrößerte Verwaltung voran – die Herausforderung der damaligen Zeit von allen voll angenommen wurde.

Verhalten und hat die vorwiegend physische Anwesenheit fast bis zum Abschluss des Studiums I – ohne Häme von Kommilitonen! – „durchgehalten“.

Ich persönlich erinnere mich trotzdem gern an diese sympathischen Typen, die sich später übrigens alle noch zu strebsamen Studenten gemausert haben. Der erste Klausurenblock bestätigte allerdings die Vermutung, dass bei diesem ersten Jahrgang die ostdeutschen Studenten leistungsmäßig erheblich hinter den „Wessis“ herhinkten. In nüchternen Zahlen: Am Ende des Studiums I lag der Durchschnitt West bei der Note 3,59 (gutes befriedigend), der Durchschnitt Ost belief sich mit 4,62 (glattes ausreichend) auf mehr als eine Note schlechter.⁵ Über die Gründe für den Leistungsrückstand ließ sich heftig spekulieren. Viele Theorien wurden erwogen. Mir ist bis heute keine bekannt, die sich als herrschend durchgesetzt hätte

Aus der Rückschau kommen mir die Berichte der Anfangszeit insgesamt sehr ambivalent vor; Sympathie und Antipathie schienen sich die Waage zu halten. Dass der Westen „golden“ sei, hatte niemand zu hören bekommen. Allen dämmerte, wie weit der Weg zur Einheit auch beim gemeinsamen Studium wohl sein würde. Die Kollegen bemängelten den gerade im ersten Ostjahrgang bisweilen mangelnden Arbeitsernst. Dafür hörte ich von den Kritisierten auf dem „Bergfest“ des Studiums I (zu solchen offenen Gesprächen sind die FHR-Feten ja wirklich gut), wir Dozenten wären doch relativ arrogant und zeigten genussvoll die Unterlegenheit auf.

Nach diesen verwirrenden Eindrücken, größtenteils aus zweiter Hand, war ich sehr gespannt, ab Januar 92 in der deutsch-deutschen Studiengruppe (R 102, 92/93) als Familienrechtsdozent selbst unmittelbare Erfahrungen sammeln zu können. Auf Antrieb war in den Pausen ein Ost-West-Graben in der Gruppe zu erkennen. Die „Ossis“ blieben im Raum, die „Wessis“ gingen auf den Flur. Diese Situation war – so bekam ich zu hören – relativ bald nach einer euphorischen Anfangsphase⁶ eingetreten. Nur wenige Wanderer zwischen den „Welten“ gab es. Diese Situation war allen in der Gruppe bewusst, aber man arrangierte sich, ohne während des Studiums I irgendetwas zu ändern. Ich selbst hatte damals mit dem neuen Fach und dem Einfinden in die neue Umgebung genug zu tun, so dass ich mich mit der Spaltung notgedrungen abfand.

Als bald spürte ich im Unterricht ein Phänomen, das vielleicht als ein (natürlich nicht einziger) Erklärungsansatz für die geschilderte Empfindung von Dozentenarroganz, aber auch den Leistungsunterschied dienen könnte. Ich meine eine subtile Wirkung, die vom Lernstoff selbst ausging. Es war „unser“ (West-) Recht, das studiert wurde. Kaum jemand realisiert, wie viele Begriffe und Strukturen durch die Westsozialisation mehr oder weniger unbewusst verinnerlicht werden. Für die jungen Leute aus Ostdeutschland muss folglich der Zugang zum juristischen Lernen von vorneherein viel schwerer gewesen sein. Hin und wieder tauchte zwar DDR-Recht im Unterricht auf, aber dann um z.B. zu vermitteln, dass das „Erziehungsrecht“ des DDR-FGB in Sorgerecht oder Vormundschaft nach BGB umgewandelt worden ist (s. Art. 234 § 11 I EGBGB) oder dass durch DDR-Jugendamt oder staatliches Notariat geführte Vormundschaften als bestellte Amtsvormundschaften fortgeführt werden (s. §§

⁵ Eine leichte Verzerrung zuungunsten des Ostens liegt vor, denn die selbst ermittelten Zahlen beinhalten auf der „Westseite“ auch die Noten der Aufstiegsbeamten, die erfahrungsgemäß besonders gut im Studium I abschneiden und bei denen eine Vergleichsgruppe Ost fehlt.

⁶ Im Raum 101 der FH II hängen noch immer sehr beredete Bildcollagen aus dieser Zeit. Immer wieder macht es mir Spaß, diese zu betrachten und die Gesichter der Studenten wiederzusehen. Außerdem sieht man einen namhaften Kollegen in einem Porsche auf dem Weg zu den Bahamas.

1791 b BGB, 55 SGB VIII, Art. 234 § 14 III EGBGB). Lag da nicht ein Hauch von geistiger „Kolonialisierung“ in der Luft? War an solchen Stellen bei den ostdeutschen Studenten ein vielleicht unbewusster „Schmerz“ wahrnehmbar? Jemand sagte einmal: „Bei uns war nicht alles schlecht“. Mich überkam jedenfalls ein sozusagen – kompensatorisches – Wohlbehagen, als es zu vermitteln galt, dass in den neuen Bundesländern die Freiheit von der Amtspflegschaft herrscht (s. Art. 230 I EGBGB, wonach die §§ 1706 - 1710 BGB im Beitrittsgebiet nicht gelten.) Endlich einmal ein Punkt, wo man bei den Verhandlungen zum Einigungsvertrag auf der Seite Ost „hart“ geblieben war und der Westen einmal etwas vom Osten lernen sollte⁷.

Eine merkwürdige Stimmung herrschte auch, als im Unterhaltsrecht das Thema Regelunterhalt anstand. Die im Kapitalismus anscheinend unvermeidliche Geldentwertung (seit 1970) ist in § 1 RegUnterhV sehr anschaulich zu besichtigen.

Am Ende des Studiums I im Juni 1992 bemühte ich mich fast den ganzen Abend der Abschlussfete herauszufinden, woher der Graben in der Studiengruppe R 102 (91/92) gekommen war. Es nutzte nichts. Keiner konnte so recht eine Ursache benennen, aber alle sahen das Phänomen. Nicht dass große Feindschaft geherrscht hätte, man war eben verschieden. Die Studenten Ost waren „in der Fremde“. Wie viel an Näherungen und Bindungen doch schon entstanden waren, konnte noch gar nicht recht wahrgenommen werden.

Nach diesen eher ernüchternden Erfahrungen aus dem ersten „gesamtdeutschen“ Jahr wurde ich dann bei dem zweiten Ost-West-Jahrgang Ab September 1992 Studiengruppenleiter einer „gesamtdeutschen“ Gruppe. Ich war gewillt, gegen die Ost-Westspaltung anzusteuern. Für mehr Zusammengehörigkeitsgefühl und Solidarität wollte ich eintreten. Wer sollte es denn schaffen, den Ost-West-Gegensatz zu überwinden, wenn nicht die jungen Leute, so meinte ich. Wenn ich heute zurückschaue, muss ich mir eingestehen, dass ich kläglich gescheitert bin. Ich hatte kein Konzept, von den gravierenden Sozialisationsunterschieden keine Ahnung, und die Vorsätze waren gut gemeint⁸, aber eben auch gänzlich naiv. Es kam alles anders. Statt Harmonie ergab sich bald Konfrontation mit Ost- West-Grenzverlauf.

Die Geschichte dieser R 111 im Studium I will ich aus sehr persönlichen, vollkommen befangenen Blickwinkel erzählen. Dies ist riskant, muss ich mich doch als „softgewellter“, antiautoritär angehauchter Pseudo-68er „outen“ (wie man heute so schön sagt⁹). Mit der deutlichen Bitte um u.U. schmunzelnde Nachsicht wage ich es trotzdem.

Zugleich zeigt das Geschehen aber auch, wie schwer für einen gelernten Richter der Wechsel zu dem neuen Beruf „Dozent“ trotz pädagogisch-didaktischer „Aufrüstung“ in Recklinghausen sein kann.¹⁰ Außerdem belegt dies, wie sehr im Dreiklang „FACH -HOCH-SCHULE

⁷ S. jetzt den Gesetzentwurf zum Beistandschaftsgesetz aus dem Jahre 1993 (Bundestagsdrucksache 12/7011), der in der nunmehrigen Legislaturperiode erneut eingebracht worden ist, Bundesratsdrucksache 7/95

⁸ „Gut gemeint“ ist im Grunde das wirkliche Gegenteil von „gut“ und wird hier in diesem Sinn gebraucht..

⁹ Prof. Dr. Sauer (inoffizieller Hüter der deutschen Sprache an der FHR) möge mir die Anglizismen nachsehen.

¹⁰ Von Prof. Dyrchs´ Buch: Jura Lehren und Lernen, FHR Schriftenreihe, Bd. 8, konnte ich noch nicht profitieren.

bisweilen¹¹ das letzte Wort akzentuiert werden muss. Meine Vorstellungen von vorrangig fachbezogener Erwachsenenbildung, die ich im ersten Jahr als Studiengruppenleiter einer disziplinierten und „pflegeleichter“ Westgruppe noch bewahrt hatte, zerronnen angesichts einer sicherlich singulären Gruppenkonstellation ebenso wie die Ost-West-Harmoniewünsche.

Vorab möchte ich die Rahmenbedingungen schildern, in die meine intensivste Erfahrung mit dem Großversuch fällt. Diese sind in der Geschichte der Fachhochschule in vielfältiger Hinsicht einmalig. Damals im 4. Quartal 1992 war der absolute Gipfel an Studentenzahlen, den die Fachhochschule je sah. Alle Fachbereiche (Rechtspflege, Strafvollzug, Konsultssekretäranwärter) zusammengenommen erreichte die Fachhochschule einen Rekord von über 1.000 Studenten; 360 davon allein im neuen Studium I der Rechtspflege in 16 (!) Studiengruppen, darunter wiederum 80 Studenten aus den neuen Bundesländern (ohne Fachbereich Strafvollzug). 20 junge Menschen fanden sich in der R 111 (92/93), 12 West, 8 Ost, in einem extrem engen Studiengruppenraum im Erlenhof wieder:

Wie stets zu Beginn eines Studiums I war diese R 111 eine für den Dozenten zunächst schwer einschätzbare Mischung junger Leute, die es zusammenzubringen und zu gewinnen galt. Aus dem Land Nordrhein-Westfalen war da ein Strauß von sympathischen jungen Menschen normalen westdeutschen Zuschnitts (meist „locker-flockig“); einige davon – wie sich herausstellen sollte – durch die Konsum- und Wohlstandslandschaft bemerkenswert hedonistisch geprägt: Man „lebte“, z.B. am Wochenende mal eben mit dem Motorrad auf dem Oktoberfest und einen Kurzurlaub in Florida bekam ich auch mit. Auf der anderen Seite disziplinierte, strebsame, ernster ausstrahlende junge Menschen, die noch im Sozialismus aufgewachsen waren und auf mich freundlich und irgendwie bescheidener wirkten. Im Gegensatz zum vollmotorisierten Westen besaß nur eine Studentin aus Mecklenburg von vorneherein ein Auto. Erstmals erfuhr ich z.B. etwas vom Bildungsgang „Beruf mit Abitur“ und Mosaiksteine des ehemaligen DDR-Alltags traten leibhaftig in mein Leben. Die Unterschiede waren so zum Greifen, dass ich mich manchmal wunderte, dass wir dieselbe Sprache miteinander teilten¹². Mehr noch als im Jahr zuvor, fühlte ich mich in der Rolle des Studiengruppenleiters unsicher. Der Gruppenfindungsprozess verlief viel weniger transparent. Alle wirkten zunächst freundlich, aber reserviert. Dies baute sich – äußerlich – durch das intensive Zusammensein in den vielen BGB-Stunden rasch ab und Orte wie Bernau, Cottbus, Pritzwalk, Bad Doberan wurden mir ein Begriff. Dennoch: Alles blieb in der Ferne und Ost- und West kamen sich nicht wirklich nahe.

Zur Überwindung der bereits angesprochenen Wochenspaltung regte ich z.B. in der Anfangszeit der Gruppe ganz behutsam an, über eine Art „Wochenendpatenschaft“ (jeder Weststudent sollte einen aus dem Osten mit nach Hause nehmen) nachzudenken. Dies er-

¹¹ Die Hervorhebung dient dazu, die Ausführungen nicht dahin aufzufassen; dass die geschilderten Probleme den Alltag beherrscht hätten. Der juristische Stoff- u. Prüfungsdruck standen auch im Studium I im Vordergrund.

¹² So sicher war das nicht. Ein Beispiel: Eine Studentin (Ost) berichtete mir, anfangs habe eine Kommilitonin (West) zu ihr gesagt: „Komm doch mal vorbei“. Im Osten habe man solche Äußerungen als feste Einladung verstanden. Umso betretener sei die Verlegenheit gewesen, als die Oststudentin dann tatsächlich vorbeikam und feststellen musste, dass die Äußerung ganz unverbindlich gemeint und der Besuch überhaupt nicht wirklich erwartet worden war. Fast überflüssig, darüber nachzudenken, was die rheinische Ankündigung „Ich ruf Dich mal an“ für Verwirrung gestiftet haben mag. Im Nachhinein meine ich, man hätte für die Studenten aus Ostdeutschland Konrad Beikirchers „Himmel und Ääd“ zur vorbereitenden Pflichtlektüre machen müssen.

wies sich als illusionär. Bis auf spätere Einzelfälle, wo sich Freundschaften gebildet hatten, kam es nicht dazu.

In der R 111 war es alsbald soweit: Einige aus dem Westen wollten sich (vor den „Ossis“?) profilieren und die extreme Enge des Studiengruppenraumes tat das Seinige dabei. Der „Aufstand“ wurde geprobt. Man mag mir die Darstellung des nachfolgenden Geschehens nachsehen. Weder die Fachhochschule noch ich brauchen sich dieses Geschehens zu schämen. Es ist nicht repräsentativ für das intellektuelle Niveau der Lehrveranstaltungen.

Dies vorausgeschickt: Vier ausgesprochen hübsche junge Damen West nahmen die Sache in die Hand. Die Sitzverteilung war so, dass „der Westen“ in der Nähe der Tür saß. Die vier Auführerinnen begannen erst tastend, dann immer häufiger während des Unterrichts den Raum zu verlassen. Die Vermutung einer zusätzlichen Pause aufgrund eines körperlichen Bedürfnisses lag nahe. Als diese Übung deutlich störende Formen angenommen hatte, versuchte ich es mit einer auf Überzeugen abgestellten Bitte unter Hinweis auf die ausreichenden Pausen zwischen den Stunden. Den Einwand, in der gymnasialen Oberstufe sei dies toleriert worden, ließ ich unter Hinweis auf die Geschäftsgrundlage der FHR nicht gelten. Es kostete schon Mühe, ein Ausufern der Diskussion zu verhindern, geschweige denn, mein Bemühen hätte mehr als nur ca. eine Woche gefruchtet bis das „Spiel“ – natürlich „tröpfchenweise“ – wieder losging. Als ich noch grübelte, wie mit dem Problem weiter umzugehen sei, stand eines morgens vor Unterrichtsbeginn ein wie auch immer erkorener inoffizieller „Sprecher der „Landsmannschaft Ost“ (wörtlich) bei mir und forderte mit Nachdruck nur im Namen der Oststudenten (!), diesem Treiben mit einem Machtwort ein Ende zu setzen.

Wie sehr hatte ich den Satz belächelt, dass in der früheren DDR Lehrer kein Beruf, sondern eine Diagnose für autoritären Stil gepaart mit Unterwürfigkeit und Anpassung gewesen sein soll.¹³ Hochmut kam vor dem Fall: Ob ich etwa dem Vorurteil Vorschub geleistet haben könnte, westdeutsche Fachhochschullehrer litten unter Autoritätsschwäche und als „Laissez faire“ getarnter Hilflosigkeit gegenüber der Egogeneration?

Widerstrebend – mir wäre eine offene Auseinandersetzung der Studenten untereinander viel lieber gewesen – gab ich dem Ostdruck nach. Mit dem gewünschten Machtwort und der offensichtlichen Unterstützung der gesamten Restgruppe gelang es dann tatsächlich, die „Blasensymphomatik“ zu unterdrücken: Wie gesagt: Ein schwerer Schlag für meine guten Vorsätze (die bekanntlich den Weg zur Hölle pflastern).

Nahe liegt der Einwand, das alles habe mit mir persönlich und der speziellen Gruppensituation, weniger mit einem Ost-West-Konflikt zu tun. Viele Kollegen werden Derartiges nicht erlebt haben. Mag sein. Dennoch entlarvte m.E. das Geschehen durchgängige „kulturelle“ Gegensätze. Die Jugend West war offensichtlich viel diskussionsfreudiger, aufsässiger und verwöhnter, aber auch vereinzelter als die ostdeutschen Altersgenossen, die sich durch Anpassung, Genügsamkeit, Zusammenhalt, aber besonders auch erhöhten Autoritätsbedarf auszeichneten. Letzteres ist mir in der Folgezeit immer wieder begegnet. Dabei fand ich erfreulich, wie schnell die anfänglich hohe Schwelle zu offener Meinungsäußerung sank. Trotz sachlicher Kritik bekam ich im zwischenmenschlichen Bereich meist positive Signale (bis auf einen Fall offener Ablehnung¹⁴).

¹³ Siehe H.J. Maaz, Der Gefühlsstau, Ein Psychogramm der DDR, Knauer Taschenbuch 1992, S.27.

¹⁴ Bezeichnenderweise war der Student ein zur Wende 23 Jahre alter, ehemaliger NVA-Leutnant.

Zum Jahreswechsel 1992/93 zog die R 111 vom Erlenhof ins „Mutterhaus“ um. Mit dem neuen, geräumigen Studiengruppenraum trat eine deutliche Entspannung ein. Aber es entwickelten sich in der insgesamt schwierigen, leider eher zerfallenen Gruppensituation neue Probleme. Drei Studentinnen des Quartetts (eine machte nicht mehr mit) begannen, allmählich steigernd, ihr persönliches Wohlergehen vorzugsweise freitags und montags sehr genau zu nehmen und waren dann immer mehr nicht da. Zwar ließen sich die Folgen dieses Verhaltens in den Leistungen deutlich absehen, doch das störte anscheinend nicht. Ein Machtwort – wollte ich doch „gelernt“ haben – verpuffte genauso wie die massive Verstimmung der Restgruppe, deren Moral ohne Unterscheidung in Studenten Ost und West nicht sank. Als Tiefpunkt meines Dozentenlebens sah ich mich im Frühjahr 1993 gezwungen, die Verwaltung, letztlich den Direktor der Fachhochschule zu Hilfe rufen. Sicher war das Ganze für die FHR eine atypische Angelegenheit derart unsolidarischen Hedonismus habe ich ansonsten auch von westdeutschen Studenten nicht erlebt. Und doch empfand ich seinerzeit so etwas wie Scham gegenüber den Studenten, besonders aus Ostdeutschland, wie weit es bei uns im Westen – unter meinen Augen – mit Egoismen kommen konnte¹⁵. Das reinigende Gewitter der Verwaltung führte in der Endphase des Studiums I sogar zu einer Ost-West-Solidarisierung der Pflichtbewussten und einem deutlich verbesserten Klima. Die Unsolidarischen bekehrten sich oder gaben das Studium auf. Zum Schluss des Studiums I war m.E. doch der Ansatz zu einem positiven Gruppenbewusstsein geschafft. Ich messe das daran, dass mir damals die Unterscheidung in Ost und West immer mehr aus dem Bewusstsein geriet.

Wie im Vorjahr entwickelte sich die Motorisierung „rasant“. Aber die meisten nahmen den weiten Weg nach Hause an normal kurzen Wochenenden nur selten auf sich. Meine diesbezüglichen Fragen ergaben, dass im Durchschnitt jedes dritte Wochenende zu einer Heimfahrt genutzt wurde; das Heimweh war doch groß. Wenn ich freitags die voll besetzten Autos mit Ostkennzeichen losfahren sah, überkam mich stets die Sorge, dass nichts passieren möge.

Es dauerte nicht lange, da hatte eine Studentin (Ost) aus der R 211 einen glimpflichen Unfall mit bloßem Blech-Total-Schaden. Bei der – vollkommen korrekten – Regulierung staunte ich übrigens, wie schnell Menschen aus den neuen Bundesländern das versicherte „Blech“-Wertesystem des Westens mit Errungenschaften wie merkantilem Minderwert und Nutzungsausfall annehmen konnten.

Insgesamt ist aber ein deutlicher Stoßseufzer der Erleichterung angebracht: Es grenzt für mich an ein Wunder, dass mir trotz der unglaublichen Fahrleistungen gerade der ostdeutschen Studenten – die Heimfahrt allzu oft in der Nacht von Sonntag auf Montag – keine Unfälle mit schweren Personenschäden zu Ohren gekommen sind.

Ein Wort noch zu den Münstereifeler Wochenenden. Diese hatte für die Oststudenten eine oft betonte, besondere Funktion. Hierdurch entwickelte sich ein ausgeprägtes Zusammengehörigkeitsgefühl. Man war eine verschworene Schicksalsgemeinschaft, eben „in der Fremde“. Ich hörte von einem Flur mit ostdeutschen Studenten, die sich scherzhaft der „Ostblock“ nannten. Außerdem sollen diese Wochenenden keineswegs nur triste verlaufen sein.

¹⁵ Nicht dass die Oststudenten die reinsten „Unschuldslämmer“ gewesen wären. Sie lernten schnell und „dehnten“ bei Heimfahrten die Wochenendzeiten auch mal gerne aus. Bei mir in der Gruppe ist mir das nicht aufgefallen; es wurde aber von Kollegen geschildert. Ich sehe jedoch zwischen „Heimweh“ und Hedonismus doch noch einen großen Unterschied in der ethischen Bewertung der Motive.

Aber auch die Wochenden in der Heimat veränderten sich. Da war von zunehmenden Schwierigkeiten mit den eigenen Familienangehörigen und Bekannten die Rede, die eine Verwestlichung beklagten, beispielsweise beim Gebrauch typischer Westausdrücke- oder Verhaltensweisen. Das Wort „super“ wäre da zu nennen, hatte sich dieses doch recht schnell und unbewusst festgesetzt. Bei vielen hat Münstereifel anscheinend eine Art Heimatlosigkeit erzeugt mit Fremdheitsgefühlen hüben wie drüben. Man war nicht West, aber auch nicht mehr richtig Ost. Bleibt zu hoffen, dass sich dieser „Emigranteneffekt“ nach Heimkehr rasch wieder abgebaut hat.

Was die Leistungen angeht, so gab es am Ende des Studiums I 92/93 wieder ein Notenlücke, diese war aber doch mit der Durchschnittsnote West von 3,63 zu 4,18 (Ost) kleiner geworden.¹⁶ („Meine“ R 111 fiel allerdings auch hier erheblich aus dem Rahmen. Mit der Durchschnittsnote von 4,45 schnitt die Gruppe am schlechtesten von allen ab. Dabei hatten gruppenintern die Oststudenten mit der Durchschnittsnote 4,0 gegenüber dem Westschnitt von 4,75 deutlich die „Nase vorn“.)

Im Herbst 1993/Frühjahr 1994 ging es für den Einstellungsjahrgang 1991 in die Ausbildungsabschnitte Studium II und III einschließlich Examen. Die praktische Studienzeit hatten alle mehr oder weniger gut überstanden. An der FHR waren nun hoher Stoff- bzw. Examenstress angesagt. Es wurde also hart gearbeitet. Das ging vor. Ich selbst hatte keine gesamtdeutsche Gruppe zu jener Zeit und war auf den Augenschein angewiesen. Alles glich sich äußerlich betrachtet an, von der Mode über die Automodelle einschließlich Nummernschildern im Westlook bis hin zur gemeinsamen „Fron“. Nur die Noten nahmen an der Nivellierung leider noch immer nicht so ganz teil. Bis zum Ende konnte die krasse Notenlücke aus dem Studium I nicht völlig geschlossen werden. Im Staatsexamen 1994 lag die Durchschnittsnote West bei 3,46, diejenige aus dem Osten bei 3,93¹⁷. Weit krasser blieb der Unterschied bei den Durchfallquoten. Diese betrug für Nordrhein-Westfalen 7,5 %, für Mecklenburg und Brandenburg hingegen 15,8 %. Vielleicht war es drum nicht so schlimm, dass ich das Abschlußfest 1994 versäumte.

Während des Studiums II und III des Einstellungsjahrgangs 1992 war ich vom Herbst 1993 bis zum Abschluß im Herbst 1994 mit den Fächern Strafrecht und BGB nochmals in Ost-West-Gruppen eingesetzt war. Es wurde wiederum hart gearbeitet und die Juristerei beanspruchte höchste Priorität. Ost-West-Gegensätze traten zumindest subjektiv wieder in den Hintergrund. Nur einmal noch erlebte ich – sogar sehr intensiv – das Gefühl der Trennung. Es war dies bei einem Grillabend im Spätsommer 1994 meiner nun ehemaligen Studiengruppe, R 211 (1994), die mich netterweise eingeladen hatte. Nach eher konventionellem Verlauf des Festes ergab sich bei einbrechender Dunkelheit ganz spontan ein eigenartiger Zauber: Die Studentinnen aus Ostdeutschland sangen fremdartige, mir seelenvoll vorkommende Lieder in einer unbekannt Sprache: Russisch. Fast alle waren in Bann geschlagen. Die unterschiedliche Herkunft und Vergangenheit konnte nicht bewusster gemacht werden

¹⁶ Diese Zahlen habe ich selbst errechnet aus den Unterlagen für die Notenkonferenz des damaligen Studiums I. Da darin für die Westnote auch die besonders im Studium I traditionell leistungsstarken Aufstiegsbeamten enthalten sind, denen keine Vergleichsgruppe Ost gegenüber stand, fällt die Notendifferenz geringfügig verstärkt zuungunsten des Ostens aus.

¹⁷ Diese Zahlen sind der Ausbildungserfolgsstatistik der FHR für die Rechtspflegerprüfung 1994 entnommen. und beziehen sich nur auf Abiturienten. Aufstiegsbeamte und Studierende mit Fachhochschulabschluss wurden darin mangels Vergleichsgruppen Ost nicht eingerechnet.

als auf diese Weise. Es ergab sich dann folgerichtig in einem kleineren „Kneipenkreis“ noch ein Gespräch, in dem sich Oststudenten verhalten zur Wahl der PDS bekannten. Realitäten, ob sie gefielen oder nicht. Es wurde allerdings m.E. deutlich, dass diese „Ostalgie“ durch die Verhältnisse zu Hause und nicht in Münstereifel bedingt war.

Deutsche Vergangenheitsbewältigung fand ansonsten nur in einigen offiziellen Veranstaltungen wie z.B. einer Dichterlesung von Lutz Rathenow statt. Verständlicherweise fühlten sich die jungen Leute aus Ost- und West dafür nicht zuständig; 1989 zur Wendezeit waren die meisten erst 14 oder 15 Jahre alt gewesen. Als ich im Fach Strafrecht in einer „gesamtdeutschen“ Studiengruppe über den Studienplan hinaus „mit dem Feuer spielte“ und das 1. Mauerschützenurteil des BGH¹⁸ ansprach, zeigte sich jedoch prompt, dass niemand daran wirklich vorbei kann und auch, dass unsere Studentschaft Ost trotz großen Zusammenhalts in der Fremde keineswegs ein monolithischer Block war. In der Stunde gab ein Student zu erkennen, dass er während seines Wehrdienstes in einer Grenzkompanie der NVA gedient hatte und rechtfertigte sich damit, dass man dagegen nichts machen können. Die Gruppe blieb eher „stumpf“, eine Politdiskussion war nicht sonderlich erwünscht. Ost- und West waren sich da anscheinend stillschweigend einig. Man wollte unpolitisch bleiben, lieber den Stoff für das Examen geboten bekommen und gut abschneiden. Man fühlte sich unzuständig und heiße Eisen waren nicht gefragt. Nach dem Unterricht sprach mich allerdings zu meiner Überraschung ein bis dahin recht stiller Student an und erzählte mit spürbarer Bitterkeit und deutlicher Aversion gegenüber dem erwähnten Kommilitonen, dass er sich während des Wehrdienstes in der NVA geweigert habe, an der Grenze zu dienen. Es sei sehr wohl klar gewesen, dass man dort in Schießzwänge geraten könnte. Für seine Handlungsweise habe er teuer bezahlen müssen. Das angestrebte Jurastudium, überhaupt jegliches Studium sei ihm verwehrt worden. Er habe sich mit einer minderwertigen Ausbildung und entsprechendem Beruf abfinden müssen. Erst die Wende habe ihm die Möglichkeit geboten, nun doch noch eine juristische Ausbildung machen zu können. Nach diesem Erlebnis stellte ich meine Bemühungen, eine größere Auswahl aktueller strafrechtlicher Probleme mit deutsch-deutschem Hintergrund¹⁹ zum Gegenstand eines Seminars zu machen, ein.

Erfreulich war damals, von ersten Ost-West-Freundschaften bis hin zu Eheschließungen zu hören. Auch das Städtchen Münstereifel hat seinen Segen abbekommen. Der namhafteste Münstereifeler Friseur bewies besonders guten Geschmack mit seiner neuen Partnerin aus Brandenburg.²⁰

Negativ muss berichtet werden, dass zeitweilig ein Gespenst auftauchte, an dem die FHR nicht einmal ganz unbeteiligt war: Der Bereichsrechtspfleger (s. § 34 a RpfIG)²¹. Es ging das

¹⁸ BGH NJW 1993, 141 ff.

¹⁹ Neben der Mauerschützenproblematik waren die Themen „Rechtsbeugung durch DDR-Richter (BGH-Urteil Nstz 1994, 240 ff.) einschließlich der älteren BGH Rechtsprechung zur Nazizeit, die Frage der DDR-Spionagestrafbarkeit (BGH Urteil NJW 1993, 3147 ff. zum Fall Mischa Wolff) und der Ablauf des Honecker-Verfahrens (s. dazu Schoreit NJW 1993, 881 ff.) vorgesehen.

²⁰ Wie schwierig solche Beziehung sind, erfuhr ich durch eine Zufallsbegegnung am Euskirchener Bahnhof. Die Studentin bekam nach dem Examen eine Anstellung nur in Brandenburg und man hielt es notgedrungen so, dass an einem Wochenende sie in den Westen, am nächsten er in den Osten fuhr. Etliche Eheschließungen noch während des Studiums III sind als Versuch, solche Probleme zu vermeiden, zu sehen.

²¹ Diese Ausbildungsmaßnahmen, die inzwischen Weiterbildungsstudien heißen, haben seit 1990 regelmäßig in Münstereifel stattgefunden. Adressat sind zumeist ältere Justizbedienstete aus Ostdeutschland, die zur Fortbildung als Bereichsrechtspfleger (also nur für einen ganz bestimmten Bereich, z.B. Nachlasssachen, Grundbuchsachen etc.) vorgesehen sind. Die menschlichen Aspekte

Gerücht um, speziell in Brandenburg habe man sich verkalkuliert und wegen der vermehrten Einstellung von in Münstereifel geschulten Bereichsrechtspflegern seien für die demnächstigen Absolventen keine Stellen mehr frei. Man kann sich vorstellen, wie bitter sich Oststudenten gefühlt haben, die sich zu einem Vollstudium „in der Fremde“ entschlossen hatten. Da sich das Gerücht dann aber irgendwann als solches entpuppte, verschwand das Gespenst so plötzlich wieder, wie es aufgetaucht war.

Eine kleine Episode aus dem Herbst 1994 zeigt, zu welcher vorurteilsbehafteten Fehleinschätzung es bei mir noch immer kommen konnte, wie diese aber abbaubar geworden waren. Eine Mecklenburgerin (die mit dem Autounfall) nahm mich beiseite und hielt mir – übrigens zu Recht (s.o. die Geschichte mit dem resignierenden Studenten) – vor, man habe den Eindruck, ich würde die Studenten aus den neuen Bundesländern alle als „arm“ i.S. von materieller Schlechterstellung ansehen. Dieses Mitleid sei ärgerlich, weil keineswegs für jeden angebracht, wobei sie keinen Hehl daraus machte, dass es ihr und ihrer Familie recht gut gehe.

In Bezug auf das leidige Thema Noten bleibt noch festzuhalten, dass dieser zweite gesamtdeutsche Jahrgang die Lücke aus dem Studium I fast vollständig aufholen konnte. Die Durchschnittsnote Ost im Staatsexamen 1995 lag mit 3,9²² praktisch „im Gesamtschnitt“ und auch die Durchfallquote differierte mit 8,4 % (West) zu 10,5 % (Ost) nicht wesentlich.

Der Ost-West-Kreis schließt sich dann für mich mit der Abschlussfeier am 6.12.1995. 4 ½ Jahre waren seit der Feier im Kurhaus vergangen. 1996 war eine „gigantische“ Veranstaltung. 354 Studenten hatten bestanden. Fast alle waren gekommen, auch die aus den neuen Bundesländern. Eine weite Winterfahrt für diesen Festakt; mehr als Worte ist dies gewiss Ausdruck dafür, dass unsere Jubilarin für jeden einzelnen Studenten, gleichgültig ob Ost oder West, seine (hass-?) geliebte Einrichtung, ein integraler Bestandteil seines Lebens geworden ist. Es hat also doch einen eindeutigen Einigungseffekt (!) gegeben. Die Glücklichen (und eine so tapfere Unglückliche²³), zusammen mit den Angehörigen, Dozenten und (nur noch) zwei Staatssekretären füllten die neue Münstereifler Vielzweckhalle im „goldenen Tal“. Das waren über 1000 Menschen. Leider gab es die Rede von Bürgermeister Gerlach mit der schmucken Kette nicht mehr. Nach seinem Tod konnte er das Ganze nur noch als Namensgeber der Halle beschirmen. Direktor Allolio fand wieder die passenden Worte. Die Staatssekretäre Dr. Ritter (Nordrhein-Westfalen) und Dr. Faupel (Brandenburg) sprachen (vor allem lange). Es gab viele musikalische und dichterische Einlagen mit hohem Unterhaltungswert. Als ich dann den Studentinnen und Studenten meiner alten Studiengruppe (R 111 92/93) die Zeugnisse überreichen durfte, war das ein erhebendes Gefühl und ich schäme mich feuchter Augen nicht. Es war schlicht schön und sentimental, sie (fast) alle noch einmal

dieser Weiterbildungsstudien wären einen gesonderten Beitrag wert. Persönlich konnte ich nur wenig Erfahrungen sammeln. Die existentielle Verunsicherung dieser Menschen in der ersten Nachwendzeit („Was wird aus mir?“) ist mir noch stark gegenwärtig., aber auch eine fast „trotzig“ wirkende Abwehrhaltung nach dem Motto: „Es war nicht alles schlecht bei uns.“ Nach Monaten den Herumliegens im Dozentenraum habe ich es für richtig gehalten, eine Dankeskarte der „Seminargruppe“ W 104/92 an mich zu nehmen, die ihren Dozenten der FHR ein herzliches Dankeschön wünscht, „insbesondere dafür, dass ... nicht nur fachliches Wissen, sondern auch Mut und Optimismus mit auf den Weg gegeben wurde“.

²² Die Notenangaben sind wieder der Ausbildungserfolgsstatistik der FHR entnommen und beziehen sich nur auf Studenten mit Abitur; vgl. Fußnote 15.

²³ Ausgerechnet die Studentensprecherin und Mitorganisatorin der Feier hatte – leider – nicht bestanden.

buchstäblich „wiedervereint“ zu sehen. Fast hätte ich Ihnen zurufen wollen: „(Aber) ich liebe Euch (doch) alle“.

Abends tauchte dann alles in die „ultimative“ Fete ein. Es wurde eine lange Nacht (schon wegen des plötzlichen Wintereinbruchs) und es war beglückend, so viele gelöste junge Menschen zu erleben, aber auch voll untergründiger Melancholie, galt es doch Abschied zu nehmen. Ich hatte kaum Zeit und auch nicht lange Lust, über Ost oder West nachzudenken. Für mich waren sie alle meine Studenten, egal von wo sie gekommen waren.

Was haben die Ost-West-Begegnungen 1991 bis 1995 bewirkt? Ein Alibi von einem Meter Paperbacks (15 Bände) nebst 8 CD ROM, das sich als Dokumentation der Treuhand über die Jahre 1990 bis 1994 doch tatsächlich in die Bücherei der FHR „verirrt“ hat, kann nicht geboten werden. Mag jeder, der die Zeit miterlebt hat, sein Fazit ziehen. Für mich ist dies die Erkenntnis, dass wie so oft im Leben der Weg das Ziel ist. In unserem Fall heißt der Weg Wiedervereinigung und er ist noch sehr weit²⁴. Aber ich bin überzeugt, ein respektables Stück dieses Weges wurde von allen, die während des „Großversuchs“ einander begegnet sind, zurückgelegt²⁵. Die Rendite des west-östlichen Transfers von Geld²⁶ wird sicher nicht so hoch ausfallen wie diejenige des Transfers von jungen Menschen in umgekehrter Richtung zum Studium in Münstereifel. Anders als 1691 sind in der Eifel keine Trümmer zu verzeichnen; im Gegenteil.

²⁴ Einer sah das mir gegenüber allerdings ganz anders: „Wir -(gemeint die Studenten aus den neuen Bundesländern in Münstereifel)-sind die bereits wirklich Wiedervereinigten“. Sprach's und war mit seinen Inline-Skatern, schwarz gefärbten Haaren, modische „Klamotten“ nebst Walkman über den Ohren „nix wie weg“.

²⁵ Der pessimistischen Kontakthypothese der Soziologin Susanne Rippl von der TU Chemnitz-Zwickau, wonach Ost-West-Kontakte wenig Grund zur Hoffnung bieten, positivere Einstellungen zwischen Ost- und Westdeutschen zu fördern, kann ich nicht zustimmen; s. S. Rippl: Vorurteile und persönliche Beziehungen zwischen Ost- und Westdeutschen, Zeitschrift für Soziologie Heft 4 S. 273 ff. M.E. wurden Distanz und Vorurteile doch ein Stück weit abgebaut, jedenfalls abbaubarer gestaltet.

²⁶ In einer ostdeutschen Witzesammlung des Jahres 1996 las ich auf die scherzhafte Frage nach dem Unterschied zwischen der Treuhand und einem Gefängnis, dass in Letzterem (i.d.R.) wenigstens der Direktor eine weiße Weste habe.